Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 56 (1952-1953)
Heft: 9

Artikel: Der letzte Grossvater. Teil 16
Autor: Diebold, Bernhard
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-666647

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der letzte Großvater

Bernhard Diebold 16

Ganz offenbar wollte sich der Liebe Gott seinerseits nicht in diese Dinge mischen, weil er durchaus nicht einseitig für Grossmutter Weidmanns Wirrungen Partei nahm, sondern auch Ottos Irrungen sehr wohl zu verstehen mochte. Da fühlte sie sich denn im wahrsten Sinne des Wortes «von Gott verlassen» und ahnte nicht, dass ihrem selbstbewussten Herzen halt jede Gottbereitschaft fehlte, in deren Demut ganz allein man Gottes wahre Stimme hören kann. So kam sie tief verkümmert und gereizt vom Kirchgang in den Steinernen Winkel heim, schob ihr grosses Gesangbuch mit dem grellgelben Schnitt aufs Bücherbrett oben im Geschirrschrank und verbreitete dann keine Menschenwärme mehr im Hause.

Also unternahm der Grossvater immer häufiger seine Stadtspaziergänge; und statt erst um sechs Uhr machte er heute etwa schon um fünf seinen seit acht Jahren, das heisst seit der Aufgabe der Gärtnerei, fast täglich gewohnten Wandelgang zum Polytechnikum hinauf. Dazu zog er an besonders schönen Tagen den schwarzen Sonntagsanzug an und den sogenannten «neuen Hut», einen steifen Gox, der gegenüber dem altvergilbten Werktagshut erst seine sieben Jahre zählte. Dann trippelte er mit seinem Stock die Höhe hinauf, bemerkte, wie sich immer mehr grüne Wiesen zu Bauplätzen verwandelten; wie die Grundmauern der neuen Häuser wuchsen; wie die modernen Baukästen mit ungeahnter Schnelle in die Höhe schossen; und wie die Bäume in den Villengärten sich schon herbstlich anröteten. Vor der Technischen Hochschule war Grossvaters Aussichtsplatz. Da setzte er sich immer auf die gleiche Bank, die zweite in der Reihe, vorne an der Terrasse: mit dem Hochblick auf die grosse, weite, sonnige und wunderherrliche Wiege der Stadt Zürich, die hier alle ihre Türme und Hügel zeigte, im Tal des Sees unter dem Horizont der Alpenberge. Auch heute lag viel Licht und Glanz über der silberigen Weite.

Weidmann war nicht «ganz Auge», so wie sonst, wenn seine Tage im Gleichmass liefen. Gewiss, auch heute holte er hier oben tiefere Atemzüge als im Winkelgässchen hinter dem Zeltweg; und seine blass-blau verschwimmenden Pupillen machten stille Spaziergänge auf dem schwarzgrünen Rücken des Uetlibergs. Auch zog er zur Behaglichkeit des Sinnens aus seinem Stumpenpäckli den dritten der vier rauhen Tabakstengel heraus, die er sich täglich zubilligte. Nach dem Morgen- und dem Mittagsstumpen war als vorletzter vor dem das Nachtessen beschliessenden Geräuche hier auf dem Polytechnikum der Abendstumpen fällig. Langsam brachte er ihn in Brand. Der blaue Rauch verwehte in blaue Luft und dann ins Unsichtbare. Weidmanns Augen träumten dem Gewölke nach.

Er dachte: Wem soll ich's sagen? Vielleicht doch dem Pfarrer Hotz? Oder soll ich mit dem Arnold noch einmal reden? Oder nach Grossmutters Rat halt doch die Polizei zu Hilfe rufen, als allerletzte Rettung vor der Schmach? Irgend etwas ist jetzt zu tun! Wenn man's selber nicht weiss, dann muss man Weisere fragen. Aber nicht den Buchbinder. Nicht den Fuhrmann Koller. Es hat eine Autoritätsperson zu sein, der man mehr glaubt als «eusereis». Denn eusereis ist alt und aus der Mode. So viel hat er nun schon gemerkt in diesen letzten Wochen ... Nach einer halben Stunde stillem Schauen und tiefen Spintisierens erhob er sich zum Heimgang.

Da traf Weidmann an der Ecke der stillen Künstlergasse, gerade beim Haus zum Rechberg, auf Herrn Nabholz, seinen ehemaligen Hauptmann, dem er seit der wohl zwei Jahrzehnte zurückliegenden letzten Landsturmübung kein halbdutzendmal und nur in Grussdistanz begegnet war. Dieser Herr Nabholz hatte sich immer als ein sehr mannschaftsfreundlicher Oberer erwiesen; stand jetzt anfangs der Sechzig; hielt sich aber immer noch stramm in der Haltung und blieb jung im Blick. Die weissen kurzen Haare trug er kühn à la brosse, was seinem breiten, stark geröteten Gesicht auch in Zivil einen leicht martialischen Anstrich gab, den aber die Güte seiner grauen Augen milderte. Güte

war hier nicht Weichheit wie bei den meisten, die weiter gar nichts als «verträglich» sind; sondern sie hiess hier Kraft. Als Inhaber einer schon vom Vater ererbten und von ihm erweiterten Baufirma grossen Stils galt er für reich und weltgewandt. An seiner Hand glänzte ein steinloser, wappengeschmückter Familienring. Aber stolz war er doch nicht. Den Korporal Weidmann hatte er immer besonders gut um sich leiden mögen. Jetzt prallte er an der Hirschengrabenecke beinahe mit ihm zusammen, so dass es ganz natürlich zum Gespräch kam.

«Sie, Weidmann, sind halt no en guete alte Schwyzer», war sein erster Satz, mit dem er ihn auch früher in der Kantine gelegentlich gelobt hatte. Und im Rahmen des Militärdienstes klang dieses Wort vom Hauptmann als eine besonders freundschaftliche Auszeichnung.

Vor diesem Manne hatte Weidmann Achtung. Und als er ihn nun plötzlich auf der Strasse vor sich sah, etwas gealtert, mit dem inzwischen weiss gewordenen Schnurrbart, der aber noch flott in zwei Windrichtungen strich, da sagte sich der Alte: zu diesem könnte ich reden! Er steht mir nicht zu nah und meint es gut; er kennt als reicher Mann die weite Welt und weiss halt doch mit eusereis Bescheid. Ja, diesem könnt' ich's sagen.

Das ging denn auch sehr gut und kam ganz selbstverständlich. Denn der Herr Nabholz fragte nach der ersten freundlichen Begrüssung sogleich das übliche «Wie geht's?» und was die Frau Weidmann und «d'Juged» mache? Mit der «Jugend» meinte der Hauptmann natürlich nicht etwa Grossvater Weidmanns längst verklungene Jugendzeit, sondern seine Nachkommenschaft. Da zog Weidmann seine Stirn in Falten und sah mit den wässerigen Augen aus dem verfalteten Gesicht so wehmütig in des Hauptmanns festere und jüngere Lichter, dass dieser gleich die Frage folgen liess: ob da etwas nicht stimme im Familienfrieden?

Nein, es stimme nirgends mehr, klagte der Alte. Und während er die Sorgen wegen Arnolds unsolider Liebschaft und Gertruds Flucht umging, erzählte er ausführlich von Ottos abenteuerlicher Heiratsaffäre — und ob man da nun wirklich nichts dagegen machen könne? Und ob es denn wirklich kein Gesetz gebe gegen eine solche liederliche Hochzeit eines zwanzigjährigen Tunichtguts mit einer verlumpeten Gräfin? ...

Da gab Herr Hauptmann Nabholz einen sehr merkwürdigen Satz zur Antwort, nachdem er einige Zeit stumm und forschend in das verknitterte Altmannli-Gesicht geblickt hatte: «Nein, Weidmann, gegen die Jugend gibt es kein Gesetz.» Seine Hand bewegte sich energisch beim Reden. Der mattgoldene Siegelring glänzte dabei, und hüpfte auf- und abwärts wie ein springender Stern. «Wir Alten verstehen das G a n z e halt nicht mehr. Seit dem Krieg ist eine neue Welt aufgegangen; und die unsrige, lieber Herr Weidmann, ist schlechthin im Versinken. Nicht nur w i r sind alt, sondern unsere Welt ist eben alt. Drum gibt es kein Verstehen mehr zwischen uns und den Jungen. Zwischen den Generationen ist halt immer Streit. Seit Adams Zeiten immer der gleiche.»

Weidmann brauchte lange für seine Antwort. «Ich aber glaube, dass es immer wieder anders ist», sagte er ganz schüchtern, aber mit einem trotz aller Hochachtung vor Hauptmann Nabholz' Rede ungläubigen Gesicht. «Vor meinem Vater stand ich anders da — zu meiner Zeit — als meine Jungen. Streit war so streng verboten, dass man vom eigenen Gewissen aus parierte. Da gab's noch eine Regel.» Und er seufzte: «Mir läbed nümme i der alte Schwyz.»

Nabholz lächelte: «Die neu Schwyz isch aber au no d'Schwyz.»

«Aber z'Züri nüd!» protestierte des Grossvaters tiefster Zweifel an der neuen Schweiz; und er wiederholte: «In der Stadt Zürich sicher nicht. Denn die ist eine Weltstadt geworden mit Schwaben, Russen und Franzosen. Und der Herr Pfarrer Hotz nennt es ein Babel.

«Zürich ist nicht die ganze Schweiz; noch lange nicht,» tröstete Vater Weidmanns gütiger Hauptmann. «Die besten alten Eidgenossen sind immer noch schön und reichlich verteilt in unseren zweiundzwanzig Kantonen. Drum haben wir ja so viele.» Er lächelte schon wieder.

Aber der alte Weidmann seufzte nur ins Aussichtslose.

Da nahm ihn der gütige Nabholz sachte bei der Schulter und dirigierte ihn zu einer Bank am Hirschengraben. Die Bäume liessen schon gelegentlich ein gelbes Blatt fallen. Das Welken der Natur begann. Man roch den Herbst. Aber aus dem nahen Schulhaus erschien dafür der ewige Frühling der Kindheit: ein ganzes Rudel kleiner Schulmädchen, die wie Gemsen sprangen und wie Vögel zwitscherten — wie jede Jugend seit vielen tausend Jahren. «Ja, so lustig waren wir beide auch einmal», meinte Herr Nabholz, «und wir dürfen's nicht vergessen.

Allerdings habe die Nachkriegszeit die Alten noch älter als jemals früher gemacht, und die Heranwachsenden noch jünger und freiheitssüchtiger als irgendeinmal in der Vorzeit. Das gebe er schon zu. Und die Mittleren, die zwischen Vierzig und Fünfzig, die wüssten überhaupt nicht mehr, wo ihre Mitte sei. Bei diesem Satze musste Weidmann an seinen Arnold denken.

Nabholz spielte mit seinem schwarzpolierten Stock, indem er damit die Kieselsteinchen am Boden verschob und neu gruppierte. Dann fuhr er fort, mit einer sicheren Stimme über alle die unsicheren Dinge «unserer Uebergangszeit» zu reden. Er selber habe es auch lange nicht verstehen wollen, das mit dem Untergang der alten Sitten und der republikanischen Masshaltung im äusseren Leben. Da hätten ihn seine Kinder, sein Sohn und seine Tochter, in eine harte Schule des Erlebens genommen. Natürlich habe er sie machen lassen, ganz frei nach den Grundsätzen der neuen Erziehung. Dabei seien sie ihm über den Kopf gewachsen. Trotz seines innigen Wunsches habe der Sohn nicht mehr in seine vom Grossvater gegründete Baufirma eintreten wollen, sei's als Kaufmann oder als leitender Architekt, sondern er sei Berufsoffizier geworden: Instrukteur bei den Fliegern; ein moderner Mensch; technisch und etwas gewaltsam. Und sein im Hause anerzogenes Demokratentum habe er als altbackene Füdlibürger-Politik abgelegt und zugunsten des neuen patriotischen Ideals der Fronten — das ihm, dem alten Nabholz, denn doch etwas zu neu-italienisch und namentlich zu reichsdeutsch schmecke. Da komme er nicht mehr mit. Aber, was sei dagegen zu sagen? Habe sein Sohn etwa geringeres Recht in seiner politischen Freiheit als er? Nein, wahrlich nicht. Und so nehme sich auch seine Tochter die Freiheit, vor lauter Abneigung gegen das Bürgerliche zum Film zu gehen. Das heisse: in Paris bei Schauspielern Stunde zu nehmen, in den Ateliers und Künstlercafés herumzusitzen und auf ein grossartiges Engagement zu warten: eine merkwürdige, fahrige und kurvenreiche Karriere, so zufällig wie die ganze Zeit mit ihren unaufhörlichen Wellenbewegungen in Politik und Geschäft, in Sitte und Kultur. «Und dabei sind sie nicht einmal so übermässig glücklich, diese Damen, die zu allem noch die Freiheit fordern, sich ganz wie Männer aufzuführen; und trotzdem im Innern nur allzuoft recht schwach und unentschieden bleiben — genau so wie die Frauen früherer Zeiten, als man auf weibliche Zartheit noch Wert legte; auf das Frauliche in der Frau.» Aber das sei nun vorbei für einige Zeit. Den jungen Damen fehle das Mütterliche, und den jungen Herren alles Väterliche. Beim Heiraten dächten sie an alles, nur nicht an künftige Kinder. Denn sie seien eben selber eine sehr kindliche Generation; die reinsten Amerikaner, die vor lauter Zwangsoptimismus vom Präsidenten bis zum Farmer herunter in einem fort lächeln müssten. Die Heiterkeit sei die moderne Lebensregel. Die Jugend schaffe sich jetzt ihre eigenen Gesetze; oder besser ausgedrückt: ihre Gesetzlosigkeiten. Bis diese Leutchen die eigene Anarchie von selber satt bekämen — nämlich dann, wenn sie einmal eigene Kindersorgen hätten, was zweifellos nicht ausbleibe. Denn die Natur sei auf die Dauer stärker als alle moderne Sachlichkeit. «Lassen Sie's gehen, wie's die Jungen wollen, Weidmann. Jeder Widerstand bestraft sich mit dem inneren Verlust der Kinder. Denn sie geh'n halt mit der Zeit. Wir aber, wir sieben Aufrechten von anno dazumal, ach, du lieber Gott, ich glaube manchmal fast: wir Alten sind gegen die Zeit.»

Wenn's auch nach Resignation klang, so sah Herr Nabholz keineswegs nach irgendeiner traurigen Ergebung in das Schicksal aus. Er lebte offenbar ganz unabhängig vom Gedanken an sein Familien-Patriarchat auch für sich selber: nämlich höchst persönlich. Sein alter Siegelring funkelte zwar weiter nach Familienstolz und Tradition. Aber seine blanken Augen blitzten noch viel heller: Leben und leben lassen!

Jetzt erhob er sich rasch von der Bank, sah auf die Uhr und sagte: er müsse noch auf einen Neubau, unten an der Schaffhauserstrasse. Das sei ein hochmoderner Bienenwabenbau, in dem er selbst bei Gott nicht hausen möchte. Dann schüttelte er dem alten Weidmann kräftig die Hand, sah ihn fest an und sagte ihm zur Mahnung und zum Troste: «Skandalmachen steht uns nicht mehr an, Grossvater Weidmann. Lassen Sie die Hände von der Polizei. So eine Ehe dauert heutzutage auch nicht ewig. Und nochmals: gegen das Alter ist kein Kraut gewachsen. Das heisst ... ich wollte sagen: Gegen die Jugend gibt es kein Gesetz. In Gottes Namen: Läbe und läbe la!»

Weidmann sah seinem Hauptmann nach, wie er mit flotten Schritten davon marschierte, die Allee hinunter. Das, was er da vernommen hatte, war nun die Weisheit eines Mannes, der im Leben stand, drei Sprachen redete und die Welt im Gros-

sen kannte — immer noch ein Aufrechter in voller Gegenwart. Aber Grossvater Weidmann hatte für sich den Eindruck, dass sein eigenes Leben längst hinter ihm zurücklag und dass er keine Gegenwart mehr besass. Er war bei Gott ein Grossvater — nichts als ein Grossvater. Arnold war schon kein rechter Vater mehr. Otto kein Sohn, geschweige ein Enkel mehr. Weidmanns Grossvatertum schwebte, nur noch sich selber nützlich, in der Luft. Und müde raunte er vor sich hin: «Ich glaube bi'm Eid: ich bin der letzte Grossvater von Zürich.»

Herr Nabholz aber dachte für sich: «Dem Alten ist nicht mehr zu helfen. Er ist ein letzter Ast an einem abgestorbenen Baum. Familie? das hält nicht mehr zusammen. Der Einzelne lebt für sich. Ein Alter kann das schon. Ein Junger will's probieren. Doch wenn er es mit sich allein nicht aushält, mit seiner armen, simplen «Individualität», dann wird er heutzutage halt ganz bös politisch; und tritt womöglich ins linke oder rechte Kollektiv ein, um nicht mehr einsam vor sich selbst zu sein. Denn so ein junger Mensch braucht viele Menschen. Und statt der kleinen Familie hat er dann die grosse . . .» Nabholz fegte mit dem Stock energisch die toten Herbstblätter aus dem Weg, als müsste er sich seinen Weg schon selber reinigen und frei halten von allem was ihn störte. Und in seinem Innern tat er den Wunsch: «Ich möchte gern noch hundert Jahre leben, nur um mir dann die jungen Eidgenossen anzusehen, wenn sie „Heil dir Helvetia" singen. In der Gefahr vergessen sie's ganz sicher nicht, das Lied.» Und Nabholz schritt kräftig weiter, immer schneller.

Inzwischen tappte Grossvater Weidmann über den Seilergraben hinweg zum Kirchplatz und durchs Predigergässchen, weil er so gern an seinem Geburtshaus vorbeiging, das nun schon ein paar hundert Jahre lang immer noch fest auf seinen Mauern stand und sein Erkerchen im ersten Stock neugierig und vergnüglich vorstreckte. Von diesem Hochsitz aus vermochte der Insasse die ganze lange Gasse zwischen dem Neumarkt und dem Barockportal des Predigers zu überblicken. Aus dem Gesichtspunkt dieses Erkerchens hatte der Urgrossvater Johann Jakob Weidmann selig schon vor fünfzig oder sechzig Jahren die Legung der modernen Gasröhren mit den Bedenken eines handarbeitenden Schlossers gegen alle technische Neuerung kritisiert und seinerseits, genau so wie nunmehr sein greiser Sohn, die «gute alte Zeit» als eine «viel bessere» gepriesen. Und der jetzt alt Gewordene erinnerte sich, dass er als junger Gottlieb Weidmann vor einem halben Jahrhundert diese Lobpreisung des zürcherischen Altertums auf Kosten der Modernität verworfen hatte — zwar äusserlich viel zahmer, aber innerlich genau so unwillig wie sein Sohn Arnold, als der nicht Gärtner werden wollte, sondern ein moderner Eisenbahner. Und der Otto, der Urenkel des Schlossers aus der Predigergasse, war nun gar auf dem Wege, ein Künstler zu werden . . . und eine Gräfin zu heiraten! Herrgott im Himmel oben! Der Hauptmann Nabholz hatte schon recht mit seinem Spruch, der irgendwie doch die erregte Seele ruhig machte durch seine unabänderliche Wahrheit: «Gegen die Jugend gibt es kein Gesetz.» Weidmann ergänzte von sich aus: Aber gegen das Alter halt auch nicht. Man muss sich wohl in seiner Seele etwas einrichten; und wenn man nicht mehr mitkann in die neue Gegenwart, dann eben nachgeben — bis das Grab sich öffnet und die unbrauchbar gewordenen Grossväter in sich hineinruft zur ewigen Ruhe.

Es dämmert schon, als Weidmann jetzt durch den Zeltweg trippelt und um die Ecken zwischen den Barockpfeilern rechts in die Winkelgasse einbiegt. Der Buchbinder hat sein Radio eingestellt. Ein Jodlerquartett jodelte die alte Schweiz idyllisch in die friedliche Abendluft hinaus; wie zur Versicherung, dass männiglich in unserem guten Zürich doch noch im Volk der Hirten und der Sennen lebe . . . urchig, sittlich und solid. Grossvater Weidmann aber sandte einen misstrauischen Blick zum offenen Fenster des kunstliebenden Buchbinders empor, und murmelte trübe: «Zu miner Zit händ's nüd e so vil g'jodlet.»

Herr Lambertz greift ein

Otto wurde von Herrn Lambertz angesprochen. Es war auf der Strasse; bei einer scheinbar zufälligen Begegnung in der Augustinergasse. Mit vielen «Verzeihung» entschuldigte der Deutsche seine Störung. Aber man kenne sich doch bereits vom Blick, da man sich so oft im Café gegenüber sitze; und man habe ja auch hin und wieder von sich reden hören; nämlich durch die Lobeck, seine Verlobte, nicht wahr? Und so habe er sich den Mut genommen, Herrn Weidmann anzusprechen, Verzeihung, weil er ihm wirklich etwas sehr Interessantes und ihn nahe Betreffendes mitzuteilen habe, Verzeihung.

(Fortsetzung folgt)